explizit als pädagogisches Geschehen zu verstehen. Dieses sei von der didaktischen Aufgabe der wechselseitigen Erschließung der Schüler/innen für die zu lernende Sache und der zu lehrenden Sache für die Schüler/innen (Klafki) geprägt. Ausschlaggebend dafür sei die Fähigkeit der Lehrpersonen, fachliche Konzeptionen des Gegenstandes mit den vorhandenen vorwissenschaftlichen Vorstellungen der Schüler/innen zu einem adäquaten neuen Verständnis des Unterrichtsgegenstands zu vermitteln. Damit Aneignung der bzw. Bildung an der Sache stattfinden könne, seien alle erzieherischen Interventionen nur angemessen, wenn sie zur Herstellung einer dieser Vermittlungsleistung dienlichen sozialen Situation beitragen.

In den Diskussionen der Tagung wurde ein rein soziologischer Zugriff wiederholt als zu abstrakt und die Sache „Unterricht" nicht treffend zurückgewiesen. Das Geschehen müsse vielmehr als pädagogisches Geschehen ernstgenommen werden. Ob und in welcher Form dies die einheimischen Begriffe Erziehung, Didaktik und Bildung (noch) leisten können, blieb am Schluss der Tagung, vor allem auch im Blick auf die internationale Anschlussfähigkeit der Diskussion, eine offene Frage – vielleicht ein Thema für eine nächste Arbeitstagung im gleichen Format? Wir würden dies begrüßen!

Autorenangaben

Rahel Hünig
Sascha Kabel
Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main
Fachbereich für Erziehungswissenschaften
Grüneburgplatz 1
D-60323 Frankfurt am Main
rhuenig@gmx.de
Eberz@em.uni-frankfurt.de

Oliver Hollstein

Zaborowski, Katrin Ulrike/Meier, Michael/Breidenstein, Georg (2011): Leistungsbewertung und Unterricht. Ethnographische Studien zur Bewertungspraxis in Gymnasium und Sekundarschule. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Folgt man Talcott Parsons dann geben Schulnoten anderen gesellschaftlichen Teilsystemen eine Orientierung für die Vergabe von Statuspositionen. Sieht man sich allerdings an, mit welch aufwendigen Verfahren Firmen mittlerweile ihre Mitarbeiter rekrutieren („assessment center"), kann man daran zweifeln, ob diese These noch zutrifft. Es ist dieser Zweifel, den Georg Breidenstein und seine Mitarbeiter zum Ausgangspunkt des hier dokumentierten Forschungsprojekts „Leistungsbewertung in der Schulklasse" ge-

macht haben. Löst man sich von der strukturfunktionalistischen Sicht auf die Leistungsbewertung – so argumentiert die Autorengruppe – dann zeigt sich, „dass die Praxis der Notengebung im schulischen Alltag ganz eigenen Regeln und Relevanzen folgt“ (26). Um diese „Regeln und Relevanzen“ zu erforschen, wurden entlang der Tradition der ethnographischen Unterrichtsforschung die Praxis der Leistungsbewertung in einem Gymnasium, einer Hauptschule und einer sachsenanhaltinischen Sekundarschule untersucht.

Im Zentrum der ersten Teilstudie hat Michael Meier über mehr als zwei Jahre die Praxis der Notenvergabe in einer Gymnasialschulklasse dokumentiert. Die von ihm analysierte Klasse zeichnet sich dadurch aus, dass in ihr ein außergewöhnlich hohes Notenniveau erreicht wurde. Mehr als 80% der Schülerinnen haben nach Durchlaufen der 5. Klasse die Note Zwei und besser erhalten. Dieser Umstand führt Meier zu der These, dass die in dieser Klasse zu beobachtende Selektionspraxis der „Hervorbringung sehr guter Schüler“ (84) dient. In einer zweiten Teilstudie untersucht Katrin Ulrike Zaborowski eine Sekundarschulklasse über einen identischen Zeitraum. In dieser für Sachsen-Anhalt typischen Schulform dienen Noten vordringlich zur Regulierung abweichenden Schülerverhaltens oder wie es Zaborowski kontrastierend zu der Studie von Meier ausdrückt: zur „interaktive[n] Hervorbringung des ‚schlechten‘ Schülers“ (317). Ergänzend zu diesen beiden in Sachsen-Anhalt situierten Analysen wurden noch zwei „Kontrollstudien“ an einem niedersächsischen Gymnasium und niedersächsischen Hauptschule durchgeführt.

Während sich in den Studien von Meier und Zaborowski der Blick auf Szenen der expliziten Leistungsbewertung richtet, untersuchen Georg Breidenstein und Theresa Bernhard in der vierten Teilstudie dieses Bandes, wie Schülern durch „implizite Leistungsbewertungen“ bestimmte Persönlichkeitsmerkmale zugeschrieben werden. In einem den Band abschließenden Teil werden die einzelnen Studien von Breidenstein dann zusammengefasst und miteinander verglichen – wie man überhaupt sagen muss, dass der Reiz dieses Buches in dem Vergleich der Bewertungspraktiken an den verschiedenen Schulformen liegt.

Die Studie von Meier beginnt zunächst mit einigen eher „langatmigen“ Kapiteln über Unterrichtsanfänge, Arbeitsanweisungen und die effektive Nutzung der Unterrichtszeit (vgl. 60ff.). Dem Thema der Leistungskontrolle kommt Meier näher, wenn er sich die umfangreiche Praxis der mündlichen Tests vornimmt. In dieser Gymnasialklasse werden die Schüler fast zu Beginn jeder Schulstunde an die Tafel geholt, um Übungsaufgaben zu lösen oder die Ergebnisse einer Hausarbeit zu präsentieren. Diese klassenöffentlichen Überprüfungen haben nicht nur die Funktion der Notenfindung, sondern sie dienen zudem der Legitimation der gestellten Aufgaben. Kann ein Schüler die an ihn gestellten Fragen nicht beantworten, zeigt ihm die richtige Antwort eines Klassenkameraden, dass die Frage des Lehrers lösbar und damit legitim war. Anschließend werden dann meist alle Schüler der Klasse in den Prozess der Notenfindung einbezogen, so dass die Wiederholung des Stoffs und seine Bewertung zu einer Art Ritual wird, in das die gesamte Klasse beständig involviert ist.

Die mitunter problematischen Auswirkungen dieser Praxis versucht Meier anhand einer Gruppenarbeit im Fach Erdkunde deutlich zu machen (vgl. 85ff.). Dort sollen die

Schüler ihren Klassenkameraden jeweils eine bestimmte Klimazone vorstellen. Während einer solchen Präsentation beobachtet Meier wie eine Gruppe zuhörender Schüler den gerade ablaufenden Vortrag in äußerst professioneller Weise beobachtet. Einer der beobachtenden Schüler entwickelt nach Meier geradezu „Leadership-Qualität" (92) und weist die Mitglieder seiner Arbeitsgruppe auf bestimmte nachahmenswerte Effekte der gerade ablaufenden Präsentation hin. Diese Beobachtung führt Meier zur folgenden Vermutung: „Die Professionalität des Schülerjobs (kann; O.H.) vor allem darin vermutet werden, dass es situativ eben nicht zentral ums Zuhören, also ums Lernen unbekannter Klimazonen geht, sondern mit Blick auf die Leistungsbewertung um die Optimierung der eigenen Präsentation. Das was die anderen Schüler vorzutragen haben, ist von untergeordneter Bedeutung […]." (92) Meier folgt hier offenbar der These – ähnlich wie vor ihm schon Andreas Gruschka (2008) –, dass sich die Form der Präsentation über die im Unterricht verhandelte „Sache" legt. Diese These bleibt allerdings eine nicht weiter belegbare Deutung des Interpreten, denn aus der Beobachtung von Verhaltenssequenzen können Schlüsse über die psychische Binnenrealität der beobachteten Schüler nicht gezogen werden. Abgesehen aber von solch mitunter „gewagten" Deutungen liegt die Stärke der Untersuchung von Meier darin, dass er zeigen kann, wie der von ihm beobachtete Unterricht von einem ganzen „Netz" von Leistungskontrollen überzogen ist, was zu einem „ständig spürbaren Leistungsdruck" (126) führe. Ob dieses Netz der Fremdkontrolle aber zu – wie Meier in Anlehnung an Foucault schreibt – forcierten „Praktiken der Selbstkontrolle" (ebd.) führt, bleibt wiederum eine Vermutung des Beobachters.

Im Kontrast zu dieser gymnasialen Bewertungspraxis rekonstruiert Zaborowski in der zweiten Teilstudie dieses Bandes den Umgang mit dem Leistungsprinzip in einer Sekundarschule. Bei dieser Schulform handelt es sich um den Versuch, Real- und Hauptschule unter einem Dach zu vereinen. Zaborowski hat – analog zu der Studie von Meier – die Schüler einer fünften Klasse bis zum Ende des sechsten Schuljahres begleitet und kann an vielen Disziplinierungsmaßnahmen zeigen, wie es bereits in den ersten Wochen des fünften Schuljahrs zu einer „interaktiven Hervorbringung des ‚schlechten Schülers'" (317) kommt. Die Praktiken, mit denen dies bewerkstelligt wird, gruppieren sich meist um Szenen, in denen das Vergessen von Arbeitsmaterialien oder die korrekte Erledigung von Hausaufgaben thematisiert werden. Zaborowski kann zeigen – und das fällt vor allem vor dem Hintergrund von Meiers Studie auf –, dass in dieser Schule jeder Verstoß gegen die Regeln und Routinen des Unterrichts als ein Hinweis gedeutet wird, wie wenig den Schülern die Schule „am Herzen liegt". Im Gymnasium hingegen wird die entgegengesetzte Zuschreibung praktiziert; hier werden vergessene Arbeitsmaterialien unter der tätigen Mithilfe der Lehrerin schnell und unproblematisch ersetzt.

Störend wirken in der Studie von Zaborowski allerdings die mitunter recht „harschen" normativen Urteile, mit denen sie die Disziplinierungsmaßnahmen der untersuchten Lehrkräfte kritisiert. So wird den Lehrern mehrfach die Erzeugung eines „diffusen Drohszenarios" (211; 238) vorgeworfen und eine der Lehrerinnen erweist sich nach Ansicht der Autorin als „unfähig, transparente und eindeutige Erwartungen an die

Schüler zu formulieren“ (238). Einmal abgesehen davon, dass die Kriterien, die die Autorin hier anlegt, nicht deutlich gemacht werden, unterbietet Zaborowski mit solchen Bewertungen den von ihr gewählten Begriff der „interaktiven Hervorbringung des schlechten Schülers“. Nimmt man diesen Begriff ernst, dann wird der „schlechte Schüler“ weder von Seiten der Lehrkräfte hervorgebracht noch durch das Verhalten der Schüler provoziert, sondern diese Praktik ergibt sich durch das interaktive Zusammenspiel beider Seiten. Ob sich in der hier zu beobachtenden handlungstheoretischen Reduktion eine strukturelle Schwäche der in dieser Studie verwendeten ethnographischen Methode zeigt, wäre eine Frage, die einer Untersuchung lohnen würde.

Mit über 360 Seiten wurde hier eine recht voluminöse Studie vorgelegt, der ein kompakteres Format sicherlich gut getan hätte. Die an die Teilstudie von Zaborowski angefügten Exkurse über die Notenvergabe in einer niedersächsische Hauptschule (ebenfalls Zaborowski) und die impliziten Bewertungspraxen unterrichtlicher Kommunikation (Breidenstein/Bernhard), eröffnen eher neue Forschungsfelder, als dass durch sie die beiden Hauptstudien präzisiert würden. Beeindruckend ist an diesem Band allerdings die detaillierte Herausarbeitung der Adressierungspraktiken, die im Kontext der Leistungsbewertung in den verschiedenen Schulformen zu beobachten sind. Die interaktive Herstellung des „guten“ und des „schlechten“ Schülers wird – sieht man einmal von den oben erwähnten Schwächen ab – in den Studien von Meier und Zaborowski überzeugend durchgeführt. Darüber hinaus liefert Zaborowskis Arbeit einen interessanten Beitrag zur empirischen Erforschung von Disziplinierungsmaßnahmen – ein Forschungsfeld, das kürzlich in einem diesbezüglichen Überblicksartikel als ein Desiderat markiert wurde (Radtke 2011). Insgesamt ist es der Arbeitsgruppe um Breidenstein gelungen, ein äußerst inspirierendes Forschungsfeld zu erschließen, das die strukturfunktionalistische Sicht auf die Leistungsbewertung nachhaltig irritieren kann.

Autorenangaben

Dr. Oliver Hollstein
Institut für Erziehungswissenschaft, AG Schulforschung/Schulpädagogik,
FB 02, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz
hollstei@uni-mainz.de

Literatur

Gruschka A. (2008): Präsentieren als neue Unterrichtsform. Die pädagogische Eigenlogik einer Methode. Opladen,Farmington Hills: Verlag Babara Budrich.

Radtke F.-O.(2011): Disziplinieren. In: Kade, J./Helsper, W./Lüders, C./Egloff, B./Radtke, F.-O./Thole, W. (Hrsg.): Pädagogisches Wissen. Erziehungswissenschaft in Grundbegriffen. Stuttgart: Kohlhammer, S. 162-168.